

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 8

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

22. Februar 1936

Anruf. Von Peter Bratschi.

O Mutter, warum gingst du schon? —
So viel hätt' ich dir noch zu sagen
Aus irren, schuldbeladenen Tagen.
Ich möchte jetzt nach vielen Fahrten
Ausruh'n in deinem stillen Garten.

Der Lebenstag ist Lieb' und Weh.
Du, Herz, bist voll und reich von beiden.
Zum Wandern lass dich festlich kleiden.
Dort in des Himmels tiefster Ferne,
Da leuchten unsrer Heimat Sterne.

O, daß ich könnte legen jetzt
Mein müdes Haupt in deine Hände,
Dann wäre bald mein Schmerz zu Ende.
O ferne Mutter, dich erbarme,
Nimm bald mich fort in deine Arme!

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

8

9. Kapitel.

Lehrer Lothar war selig. Sein Gemüt glich der Helligkeit der Sommertage, die in einer endlosen Reihe selten schön aus taufrischen, erquidenden Nächten zu blauen, lichtdurchfluteten Blumengloden aufgingen. Unter diesem blauen Himmel war alle Not des Alltags erloschen.

Lothar schritt wie ein Sieger durchs Dorf. Die Leute munkelten, der Oberlehrer sei hochmütig.

Ein Anflug von Stolz mochte sein starkes Selbstbewußtsein auch tatsächlich beherrschen. Die Briefe, die zwei-, dreimal in der Woche von Lauigrund herunterflogen, liehen immer mehr und mehr die Gewißheit, daß ihm die seltene, kaum in den fühlsten Träumen gehegte Erfüllung zuteil geworden war, die Liebe eines reichen, schönen und gebildeten Mädchens zu besitzen.

Er verachtete fast mitleidig die Römerswyler, weil sie mit keinem Zeichen eine Anerkennung äußerten über das Denkmal, das er der Gemeinde in der Zeitung gestiftet hatte.

Er ließ kaum die mütterliche Lehrerin Spender noch gelten. Die andern, besonders die frostige Lehrerin Seiler und der schmollende Holzer, wurden als vorsintflutlich übersehen.

Fridolin Holzer war kein schlechter Lehrer.

Er ging die überlieferte Straße guter alter Methoden und wußt davon auch nicht um ein angenehmes Seitenweglein

ab. In früheren Jahren hatte er aus Lehrerzeitschriften die gedruckten Präparationen gesammelt und aus ihnen nicht nur Gang und Lauf des Stoffes studiert, sondern sie auswendig gelernt und sie meist wörtlich zur Anwendung gebracht. Die Präparationen lagen bei der Behandlung des Stoffes auf seinem Pulte, zur Unterstützung seines etwas hüpfenden Gedächtnisses, und weil er um kein Haar von dem sicheren Pfad des vorgeschriebenen Ziels abzuweichen sich getraute, um des Erfolges nicht verlustig zu gehen. In den letzten Jahren verfaßte er seine Lehrübungen selbst. Aber kein wichtiges Venenum geschah, das er nicht vorher schwarz auf weiß niedergelegt hätte. Daß er bei seinen Buben das Gedächtnis übte und sie zur Rechtschaffenheit anhielt, waren sein Erfolg und sein Verdienst.

Dennoch war die Disziplin unmöglich ohne Haselsteden; noch entfesselten sich die üblichen Flegeleien von Faulheit, Trotz und Widerspenstigkeit bei seinen Buben, noch durchbrauste die Schulstube bei der Exekution eines Widerhaarigen Protestgeschrei, und jede Dummheit entfesselte hallloses Gebrülle, bis der Lehrer mit dem niedergeschmetterten Pultdedel wie eine Kanonensalve den Lärm überdonnerte. Noch bedurfte Fridolin zwölf Schulstunden, um die Hochzeit von Ranaan nach den fünf formalen Stufen einwandfrei und gründlich durchzubehandeln, und noch befiel ihn das Lampenfieber, wenn der Besuch des Inspektors in Sicht war.

zwischen den beiden Kollegen steigerte sich die Schwüle der Atmosphäre und ließ den Ausbruch eines Gewitters erkennen.

Holzer empfand des andern selbstsichere Art als offene Beleidigung und als Verachtung seines bescheidenen Wesens. Heimlich konnte er darüber in Schwermut fallen und bitterlich weinen. Lothar aber schob den Grund des Haderns dem wunderlichen Fridolin zu und lachte in der Seligkeit seiner Frauenfreundschaft darüber.

Wieder hatte Lothar einen langen Brief aus Lauigrund erhalten. Die Sonne der Kunst wandte sich vollstrahlig dem jungen Entdecker von Römerswyl zu. Beiläufig erkundigte sich Claire auch, ob es sich bewahrtheite, daß die Familie Holzer in Konkurs geraten sei. Wenn dem so sei, möchte Lothar den Kollegen Fridolin aufmuntern, denn der gute Patron trage alle Lasten einer unpraktischen Familie.

Lothar war betroffen von dem edlen Menschenentum Claires. Das Mädchen beschämte ihn.

Sogleich fasste er den Entschluß, diesen grundlosen Zwist zu beseitigen. Diskret erkundigte er sich beim Gastwirt über die Verhältnisse der Familie Holzers und fand die Nachricht Claires bestätigt.

Lothar suchte in bester Absicht den Kollegen auf. Er hatte von einer Platane ein Blatt gefunden, dessen Weichteile bis auf die Rippen herausgefressen waren. Es sah wie eine entzündende Broderie aus. Aber Holzer mißtraute der freundlichen Frage nach der Ursache dieses Meisterwerkes und antwortete nach einem zähen Schlucken: „Wenn man allwissend ist, sollte man die andern nicht aus Narretei fragen.“

„Allwissend ist nur der Herrgott“, entgegnete Lothar. Sein Annäherungsversuch hatte einen Dämpfer erhalten.

Holzer wurde zugeknöpft und sagte feindselig: „Aber du bildest dir ein, du könntest die Sterne vom Himmel herunterholen.“

„Gewiß nicht“, gab Lothar zurück, „so wenig du Sterne hinaufstellst.“

„Ich hoffe doch einmal meinen eigenen.“

„Den möchte ich leuchten sehen“, spottete Waldauer.

„Kein Hochmut sieht die guten Sterne“, entgegnete Holzer, „übrigens mißbillige ich deine Artikel über Römerswyl und die Arbeitschule ganz und gar!“

„Muß ich dir sagen, was ich an dir nicht gutheiße?“

„Von deiner Seite will ich kein Urteil hören.“

„Du bist es von dieser Seite auch nicht wert“, peitschte Lothar und warf das seltene Platanenblatt zur Erde und zertrat es.

Holzer erschrak vor dieser Heftigkeit, die für die ganze Umgebung gefährlich werden konnte, und verzog sich schleunigst in seine Festung.

Lothar stand noch eine Weile in der Vorhalle. Wut schüttelte ihn.

In Holzers Wohnung jammerte das Harmonium. Es war ein unbeholfenes Spiel. Wenn auch Takt und Rhythmus in richtigem Flusse dahinschwebten, so fühlte man doch aus dem Tongefüge die Schwärmigkeit der klobigen Fingerknöchel. Nun gesellte sich zur Musik der Gesang einer hei-

tern, fast kläglichen Stimme. Die Worte waren nicht verständlich, aber nun schien es Lothar, der Sänger weine. Des Jüngern Zorn verebbte. Unerfaßlich, wenn man zwanzig Jahre des Unterrichtens und der erzieherischen Schule hinter sich hatte und das Lebensbächlein von all den vielen Steinen und den Sandbänken und sicher auch von viel Sonnenschein geläutert sein sollte, die überschwemmende Flut der Leidenschaften allein herrschen zu lassen. Ein Lehrerleben barg fürwahr der Rätsel viele.

Die Lehrerin Seiler schien anders geartet. Die lebte der Schule und erteilte den Unterricht in einer Art und Weise, daß die edle, sichere und zielbewußte Führung auf das ganze Dorf abfärbte und besonders den zukünftigen Frauen und Müttern zugute kam.

Lothar hatte zu Beginn seiner Tätigkeit öfters ein vertrauliches Gespräch über die Schule anknüpfen wollen, aber Fräulein Seiler war jedesmal ausgewichen. Sie hüllte sich in Unnahbarkeit. Da mied er sie, grüßte knapp und wollte es nicht anerkennen, daß die Lehrerin ihre Klassen ebenso sicher in ihrer Hand hielt, wie er die seinen.

Eines Tages erschien sie in einem hellen Kleid und breitrandigen Biedermeierhut. Sie schien Lothar eine andere. Sogleich schritt er auf sie zu, bewunderte ihren Liebreiz und wagte fast ein Kompliment. Da schob ihr die Röte ins Gesicht und unwillig wandte sie sich zum Gehen.

Andern Tages trug sie wieder ein schwarzes Kleid, ging züchtig und flink, ein bißchen nach vorn geneigt, die Umwelt übersehend, ihres Weges. Lothar sah sie nach der Schule zur Kirche gehen. Da mißfiel sie ihm in ihrer engherzigen Frömmigkeit wieder völlig, und er nannte sie spöttisch das Nönnchen.

Eines Abends nun, als die beiden feindlichen Lehrer sich wieder ihre gemischten Gefühle zuorbelten und zugeigten und die ganze Skala von Gereiztheit und das Verlangen nach Versöhnung, welch letztere sie im Grunde beide herbeiwünschten, in Musik austobten, floß es kräftig zugleich an die Türe des Orgelspielers und an jene des Geigenkünstlers. Beidseitig brach das Spiel ab und fast gleichzeitig öffneten sich die Pforten und die beiden Lehrer standen sich gegenüber. Beide waren hemdärmelig. Holzer hatte die Ärmel hochgefrempt, weil die Manschetten ausfaserten; Waldauer aber trug ein blaues, bauschiges Sommerhemd mit Doppelmanschetten.

In der Vorhalle stand die Lehrerin in hellem, sommerlichem Kleid, grüßte beide mit lächelndem Nicken und nahm mit etwas unruhiger Stimme das Wort. „Ihr wollet entschuldigen, werte Kollegen, daß ich euch in eurem harmonischen Spiel zu stören wage. Es sind mir hier zwei Musikblätter in die Hände gekommen, die vermutlich denselben Text zur Unterlage haben. Ich möchte meinen Kollegen je ein Blatt unterbreiten und beide bitten, die Sache augenblicklich zu ergründen und mir Mitteilung über den Text zu machen. Ich warte auf die Antwort. Darf ich herzlich bitten.“

Sie bot jedem ein festes, rotes Papier eingeschlagenes Musikblatt. Holzer nahm es zögernd entgegen, als wünschte er eine nähere Erklärung. Lothar ergriff es mit Interesse, eine List ahnend. Er wollte auch gleich auf der

Schwelle Einsicht nehmen, aber sie wehrte: „Nicht so, legt es drinnen aufs Notenpult, spielt das Stück und gebt mir über den Text nachher Bescheid.“

Sie strahlte beide gleich liebenswürdig und bittend an. Lothar ersuchte sie einzutreten, man wolle das Rätsel gemeinsam lösen. Sie lehnte freundlich ab. Draußen wolle sie warten, bis der Entscheid gefallen sei.

Die feindlichen Kollegen verzogen sich jeder in sein Gehäuse.

Mit bang klopfendem Herzen horchte Gertrud Seiler.

Das Harmonium gab zaghaft suchende Töne. Die Noten wurden abgetastet. Das war die Einleitung, von ihr selbst komponiert. Nun kam die Entscheidung, nämlich das Lied, die Melodie richtig herauszufinden! Holzer hatte es schon, obgleich sie den Takt weggelassen hatte, aber auch bei Waldauer erklang ohne die Einführung jubelnd die choralmäßige Melodie des Liedes: „Wozu frommt uns der Streit auf Erden, der Friede nur lässt selig werden!“ Mit einem jauchzenden Doppeigriff schloß Lothar das Lied.

Das Geigenpiel umfing die Lehrerin wie ein feinmaschiges Seidennetz. Sie wußte wohl, daß Lehrer Lothar die Violine meisterte, aber daß er einen solch gelenken und reinen Bogenstrich und einen solch innigen Geigenton zu bilden vermöge, hatte sie noch nie Gelegenheit gehabt, auszuholzen. Sie hatte jedesmal, wenn sie am Schulhause vorbeiging und der Lehrer spielte, im verlangsamten Gehen hingelauscht, und das Spiel hatte sie jedesmal in sehnüchtige Unruhe versetzt. Es durfte jedoch nicht sein, daß ihre Träume an diesem leidenschaftlichen Lehrer hingen. Es befeelten sie unwiderstehliche, tiefe Gefühle für diesen Menschen, aber sie mußte sie mit heftigstem Willen niederzwingen, denn sie fürchtete sich vor einem Betrug. Und dennoch, wie floßte jetzt ihr Herz, wie befreit war ihr Sinn.

Da erklangen fortissimo die Töne des Harmoniums und jene der Violine, und nun spielten die Lehrer das Lied gemeinsam, als wären sie ein Herz und eine Seele.

Gertrud lehnte betäubt und beglückt an das Geländer der Stiege. Sie wollte fliehen, da sie ihre Mission erfüllt sah. Aber die Fänge des Glücks hielten sie fest.

Strahlend stürmte Lothar aus seiner Wohnung, wie zu einer Umarmung bereit. Geige und Bogen schwang er in der Linken. Dann besann er sich und spielte jubelnd die gefundene Melodie des Liedes. Die Lehrerin horchte zu und nickte. Da schritt er auf sie zu, umfaßte ihre Hand und sagte in überschwenglicher Art: „Sie haben recht, Fräulein Seiler. „Wozu frommt uns der Streit auf Erden?“ Das war eine glänzende Idee. Durch die Blume, aber deutlich, bildhaft und bildend. Sie sind nicht nur ein wunderbares, sondern ein wundertägliches Mädel.“

Sie lächelte; ihre Augen schimmerten feucht. Sie brachte kein Wort über die zitternden Lippen.

Nun kam auch Holzer. Er hatte seinen Kittel ange-



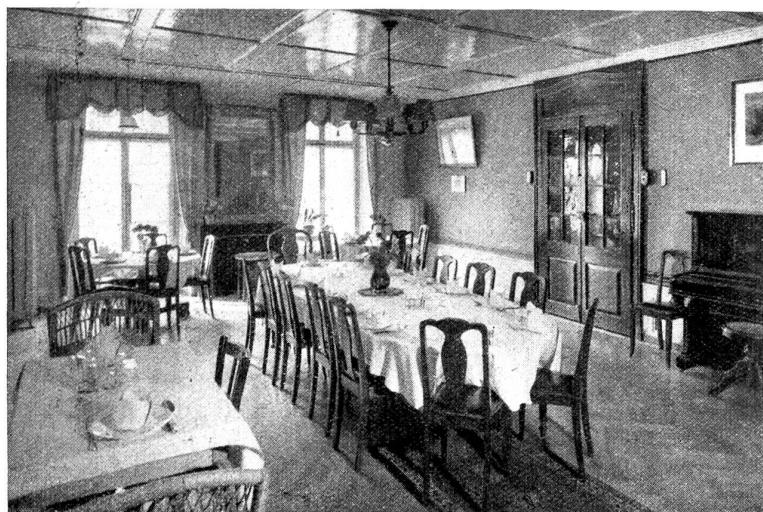
Die Herberge zur Heimat an der Gerechtigkeitsgasse, Bern. Zum Aufsatz S. 144.

zogen und zugeknöpft; sein Gesicht leuchtete. Er hüpfte auf Fräulein Seiler zu und stotterte in freudiger Erregung: „Sie haben in alle Ewigkeit recht, der Friede nur lässt selig werden.“

„Verzeiht mir diesen Scherz, der ernst gedacht war“, sagte die Lehrerin, „aber ich konnte euch als Kollegen nicht in einem grundlosen Streite sehen, im Interesse der Schule und des Dorfes nicht, und auch im Interesse der Erzieher und der Menschlichkeit und des Christentums nicht.“ Sie blickte beide mit schalkhaft frischen Augen an. „Sie wissen ja, Beispiele reißen hin, im guten und im schlimmen Sinn. So appellierte ich an euer besseres Sein. Ich sehe, ihr habt mich verstanden! Ich danke euch.“

Die beiden Lehrer standen sich verlegen und ein wenig verschämt gegenüber.

Lothar sah den Scherz bald nüchtern an, ein Unbehagen beklemmte ihn, das nur durch das helle Kleid und das lichte Wesen der Lehrerin behoben wurde. Holzer aber war von der Idee der Kollegin zu Tränen gerührt. Das war christliche Diplomatie erster Güte.



Herberge zur Heimat, Bern. Speise- und Sitzungssaal.

Die Lehrerin erkannte richtig, wie die beiden Hartköpfe das erste Wort zur Veröhnung nicht finden konnten und gewohnt, in solchen Fällen zu befehlen, sagte sie in schönstem Lehrton: „Nun gebt euch die Hand, bitte! Ich will in eure verschlungenen Hände das Symbol pflanzen, das gute Menschen stets an die schönsten Tugenden erinnert.“

„Gut also“, sagte Lothar, schwang Geige und Fiedelbogen unter den Arm und bot Holzer die Hand. „Guten Abend, Fridolin.“

„Guten Abend, Lothar“, würgte Holzer ergriffen heraus und umschloß die Hand des Jüngern mit seinen beiden prunkigen Händen. Er kam sich wie der verlorene Sohn vor, der die ersehnte Heimstätte wieder gefunden hat.

Die Lehrerin schälte aus einem Papiere eine Lilie und eine Rose und stellte die Blumen den beiden Männern zwischen die verschlungenen Hände.

„Lachet nicht“, sagte sie schalkhaft, „es liegt Sinn im Spiel. Ihr könnt sie verteilen nach eurem Wunsch und Willen, aber bitte streitet nicht darum. Ich wünsche euch friedsame Ruhe und ein friedseliges Erwachen.“

Schon hastete sie die Stiege hinunter. Lothar rief sie zurück, aber sie wandte sich erst unten an der Stiege um, winkte mit der Hand und verschwand um die Ecke. —

Die beiden Lehrer sahen sich an wie dumme Jungen und lachten dann herzlich heraus. Dies Lachen brachte Befreiung.

„Wie teilen wir nun?“ fragte Lothar.

„Du kannst beide Blumen behalten“, sagte Fridolin.

„Nein, teilen wir brüderlich. Jedem das Seine, das heißt, was ihm zu blühen scheint.“

Er übergab Fridolin die Lilie und behielt für sich die Rose. Frohgemut gingen sie auseinander, begaben sich spät zur Ruhe, ganz betäubt vom süßen Duft der Versöhnungsblume und voll Dankbarkeit für das kluge Mädchen, das ihnen auf so eigene Weise die Freundschaft wieder geschenkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Herberge zum Volkshotel.

Die Herberge zur Heimat an der Gerechtigkeitsgasse feiert in diesem Jahr ihr 25jähriges Bestehen. Ein Stück Zeitgeschichte ist in dieser Institution verkörpert.

Herbergen gab es in der Stadt Bern bereits im frühesten Mittelalter. Die Klöster nahmen meist die Leute auf, die zu Fuß das Land durchreisten. Während der Kreuzzüge wurden den Pilgern Stätten bereitet, in denen sie sich ausruhen und erholen konnten. Eine solche Herberge bestand in Bern seit dem 14. Jahrhundert an der Brunngasse, da, wo einstmal der Weg zum Predigerkloster führte, doch fiel sie dem großen Brand von 1405 zum Opfer. Sie wurde jedoch wieder aufgebaut und trug eine Zeitlang den Namen St. Jakobspital. Durch Beschluss der Vennerkammer wurde sie 1531 als selbständige Einrichtung aufgehoben und mit dem

„Obern Spital“ vereinigt. Als dessen Nachfolger nahm die mit dem Burgerspital erbaute Passantenherberge die Wanderer sodann auf. In neuerer Zeit ist eine Herberge nach deutschem Muster im Gathof zum „Schlüssel“ erstanden, die zu einer „Gesellenherberge zur Heimat“ umgewandelt wurde. Nach vier Jahrzehnten wurde sie jedoch liquidiert.

Neben diesen Herbergen gab es in Bern wie auch in andern Städten die *zunfthäbergen*, die mit dem Handwerkstand eng verknüpft waren. Aber mit dem Zerfall des Handwerks nach der großen Revolution verloren die Meister das Interesse an diesen Institutionen; diese kamen in die Hände gewissenloser Menschen und wurden zu den berüchtigten Pennen, in denen mancher junge Mensch verdorben wurde.

Der Kirche war es vorbehalten, für die Leute der Landstrasse Institutionen zu schaffen, in denen sie sich auf ihren Wanderungen ausruhen und erholen konnten. Vor 25 Jahren erwarb nach dem Eingehen des „Schlüssels“ an der Mekergasse als Gesellenherberge ein mit den nötigen Vollmachten ausgestatteter Vorstand das von Wattewylhaus an der Gerechtigkeitsgasse, um es zu einer Herberge umzugestalten. Von den Gründern dieser Institution sind nur mehr zwei Männer am Leben, die Herren G. Fueter, Kaufmann, und F. Dachsel. Nach den Erfahrungen, die im „Schlüssel“ gemacht wurden, entschloß man sich zu einem alkoholfreien Betrieb. Und seit 24 Jahren stehen der Heimat Herr und Frau Haller-Feller als Hausttern vor.



Herberge zur Heimat, Bern. Ein Schlafsaal.